

Ein Mann.

Von Camille Lemonnier.

Einer von ihnen erhielt die Mission, ihn in einen Hinterhalt zu locken. Er zechte mit ihm, ließ ihn im Kartenspiel gewinnen und eröffnete ihm schließlich geheimnisvoll, er wisse eine prächtige, wildreiche Stelle, und bot sich an mit ihm zu teilen. Cachaprés nahm das Anerbieten sonder Argwohn an, trotz all seiner sonstigen Schlaueit.

Gemeinsam gingen sie ans Auslegen der Schlingen. Es war eine wundervolle klare Nacht. Der Mond wob zwischen die Bäume einen bläulichen Dunst wie zarte Spinnweben. Hell leuchteten die tauberperlten Gräser und Moose. Zwischen den Bäumen hing noch ein Rest der Tageswärme, die einen scharfen Gegensatz zu der Abkühlung in den Feldern bildete. Behutsam schlichen sich die beiden Männer durch die Büsche. Sie waren vom Wirtshause spät aufgebrochen; da lohnte es gar nicht der Mühe, sich noch schlafen zu legen. Plaudernd und ab und zu aus Cachaprés' Flasche trinkend, erwarteten sie den Morgen. Nun begannen silberne Strahlen über den Himmel zu züngeln, der Forst erschaute leicht, in den Blättern lispelte der Wind, sie hörten das Erwachen der Nester; und mit langsamen Schritten näherten sie sich der Stelle, wo die Schlingen lagen.

„Eine Gänin!“ rief Cachaprés.

Mit einem Satz war er bei dem gefangenen Tier, bückte sich und suchte festig zusammen. Jemand hatte an seine Schlinge gerührt; das war nicht sein eigener Knoten!

„Ich bin verraten worden!“ schrie er gellend.

Im selben Augenblicke raschelte es im Gebüsch, und drei Männer stürzten hervor, die ihn mit den Armen umschlangen. Es waren die Gendarmen. Der Verräter war verschwunden.

Mit einem Ruck warf Cachaprés den Ältesten, Bastogne, zu Boden, drang auf Bayonnet ein und hieb dessen Schädel mit aller Gewalt gegen einen Stamm. Ein Blutstrom quoll ihm entgegen und rötete seine Hände. Er versuchte mit einem Seitensprung ins Dickicht zu fliehen, aber schon fühlte er sich von zwei eisernen Händen umklammert, die wie ein Schraubstock seinen Hals umschürzten. Es war Malplaquet, der sich ihm angehängt hatte.

Der Förster war kräftig und schlau, hatte auch in jungen Jahren ein wenig gewildert. Aus jenen Zeiten hatte er sich seine Gewandtheit, seine List und die treffsicheren Schüsse bewahrt. Unter den eisernen Fingern, deren Druck sich von Minute zu Minute steigerte, wurde Cachaprés blau im Gesicht. Malplaquet hielt sich wacker.

Nun kamen ihm Bastogne und Bayonnet zu Hilfe und sie bemühten sich zu dritt, ihn festzuhalten. Bayonnet schlang einen Strid um seine Beine. Den zerriß er und stieß dem armen Tropse seinen Absatz in den Unterleib, daß er schluchzend und betäubt zusammenstürzte. Fast gleichzeitig zerschmetterte er mit einem fürchterlichen Fausthieb Bastogne das Kniebein. Malplaquet fühlte seine Kräfte schwinden.

„Wacker! Wacker!“ schrie er den andern zu, da er spürte, daß seine Finger in einem Krampf erschlafften.

Bayonnet, halb von Sinnen, schleppte sich mit Aufgebot seiner letzten Kraft zu Cachaprés und hieb diesem mit der Faust übers Auge. Einen Moment blieb der Bursche wie gelähmt. Malplaquet, mit seinen Kräften zu Ende, brüllte um Hilfe. Seine Hände waren erschlafft wie verbeulte Federn, und er spürte an gewissen Bewegungen des bis dahin gebändigten Körpers, daß dessen Ausbrechen nahe bevorstand. Plötzlich warf sich Cachaprés zur Erde, Malplaquet mit seinem Gewichte nachziehend.

Nun gab's ein wüßes Runterbunt auf dem Boden. Unter wilden Zuckungen wälzte sich der schreckliche Bursche herum, mit dem Schädel wie ein Widder stoßend und einen nach dem anderen über'n Haufen werfend. Bisweilen auch kam er mit dem Gesichte zur Erde unter ihnen zu liegen, von ihrer Last halb erstickt. Gellende Hilferufe erfüllten nebst dem Getöse der aufeinanderprallenden Körper die Luft. Mit wilden Arm- und Beinverrenkungen verkrampfte und verzerrte sich dieses dreirückige Ungetüm auf dem Boden, einem formlosen Klumpen von zappelndem Fleische gleichend. Und

er befand sich mitten drin und brachte alle erdenklichen Kriegslisten in Anwendung. Bastogne mußte für seinen Angriff mit einem Schädelhieb hühen, der ihn kampfsunfähig machte. Bayonnet fuhr er mit zwei Fingern in die Augen und zerfrakte ihm die Bindehaut, daß er, aufbrüllend vor Schmerz, hilflos in die Luft schlug. Und abermals war Cachaprés Malplaquet allein gegenübergestellt.

Der Born hatte ihn um die Besinnung gebracht; in seinen Adern wirbelten Feuerströme; da fuhr er mit der Hand in die Tasche, zog das Messer hervor, öffnete es und stieß es dem Förster zwischen die Rippen. Dann richtete er sich empor und sprang zerfetzt, zerfleischt, mit blutüberströmtem Gesicht über Bayonnet und Bastogne hinweg in den Wald.

Da knallten zwei Schüsse hinter ihm. Malplaquet hatte sich auf den Knien aufgerichtet und mit einer letzten Anstrengung angelegt. Das Blei piff an ihm vorbei, schlug ins Laub, und er war im tiefen Meer der grünen Blätter verschwunden.

Gerettet, doch von Stund' ab im offenen Kampfe mit dem Gesehe, was soviel bedeutete wie gejagt, verfolgt, von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel gehetzt, genötigt, beim geringsten Geräusch zusammenzuzucken. Noch ein anderer erschwerender Umstand trat hinzu: Malplaquet starb nach zweitägigem Leiden. Er erfuhr es durch einen Bauer, der ihm heimlich bei Nacht Brot in den Wald brachte.

So unerhöplich er auch im Ersinnen neuer Kriegslisten war, so mußte der Rebell doch einsehen, daß diesmal seine Position unhaltbar geworden sei. Mochte er sich auch ducken, verkriechen, oder auf die höchsten Wipfel der Bäume klettern: einmal würde er dennoch gefangen werden.

Der Landmann hatte ihn auch benachrichtigt, daß der Forst von einer Schar von Waldhütern abgestreift werde; überdies sei ein starkes Gendarmerieaufgebot herangezogen worden, und diese ganze Truppe umziehe das Revier mit einem weitausgedehnten Netz. Eine einzige Hoffnung blieb ihm noch: die dunklen, heimatischen Wälder in nächstlicher Wanderung zu erreichen. In jenem Walde war er daheim; jede Bodenwelle war ihm dort liebvertraut, dort wurzelte er mit allen Fasern seines Seins. Den wollte er sehen, der ihn dort aufführen könnte!

Für ihn bedeuteten zehn Meilen einen einzigen Nachtmarsch, vorausgesetzt, daß er nicht behelliat wurde. So versah er sich denn mit Pulver und Blei, nahm seine Klinte und machte sich auf den Weg, den Lichtungen ausweichend, hinter den Bäumen Deckung suchend, manchesmal neben den Büschen kriechend. Er schritt gewaltig aus, nur ab und zu in seiner Wanderung innehaltend, wenn ihm irgendein Geräusch verdächtig erschien; dann ließ er wieder weiter, flink und geschmeidig wie ein Reh.

Einen Moment lang schien seine Lage kritisch. Aus der Ferne drangen vom Winde getragene Stimmen zu ihm. Lauschend stand er still. Seiner Schätzung nach rührten die Stimmen von acht bis zehn Mann her, die zu seiner Rechten durch den Wald marschierten. Bisweilen konnte er deutlich das Geräusch ihrer Schritte unterscheiden. Er rannte davon, blieb nach einer Weile tief Atem schöpfend stehen und horchte wieder. Es war nichts mehr zu hören außer dem Rascheln der Blätter.

Als er vor der Hütte der Cougnole vorüberkam, begann ein fahler Schimmer das Firmament zu bleichen. Er war hungrig, durstig, von Schlaf halb betäubt. Die Alte lag im tiefsten Schlummer; sie erwachte erst, als die Fensterscheiben unter seinen trommelnden Fingern dröhnten.

„Wer Ihr auch seid, geht Eures Weges,“ rief sie; „hier wohnt eine arme, alte Frau, der nur der liebe Herrgott helfen kann.“

Er nannte flüsternd seinen Namen durchs Schlüsselloch. Als bald schlürften nackte Sohlen über die Klinken und die Türe wurde aufgetan.

„Du bist's, Bursche?“

„Trinken möcht' ich!“

Er riegelte hinter sich die Türe ab und ließ sich erschöpft aufs Bett der Alten fallen. Uff! er war gänzlich zerchlagen. Er erkundigte sich nach Germaine. Sie suchte die Achseln; sie

wisse nichts von ihr. Und er, der gekommen war, um zu schlafen, konnte nun keine Ruhe finden. Die schmerzlichsten Erinnerungen überwältigten ihn jetzt in diesem Gemache, wo er dereinst so köstliche Stunden verlebte. Er mußte sie wiedersehen! Ein wütendes Verlangen, ihre warme, alatte Haut ein letztes Mal zu streicheln, ließ ihn den Schlaf vergessen. Er steckte der Cognole einige Münzen zu.

„Wenn Du ein einziges Wort schwäwest, so bin ich verloren! Die Gendarmen sind mir auf den Fersen! Aber trotzdem muß ich Germaine sehen! Ich muß! Hörst Du? Also, nimm Deinen Stab und humpel zum Nachthof. Und wenn ich auch nachher krepieren müßt, was liegt daran!“

Er aß, trank, schlief; dann schlüpfte er davon; er hatte der Alten einen bestimmten Punkt im Walde zum Stellbich ein bezeichnet.

(Fortsetzung folgt.)

Farbensinfonie des Herbstes.

In allen belebten Straßen und Plätzen der Reichshauptstadt stellen jetzt die fliegenden Blumenhändler die Rose des Herbstes, die Aster, zum Verkauf. Ist im Juni die Zeit der Rosen, so bringt der September uns den Beginn einer regelrechten Astersaison, die erst mit Ende November schließt. Bringen die Verkäufer auf der Straße nur die einfachen Sorten zum Angebot und ermöglichen es dadurch jedem einzelnen, mit wenig Unkosten sein Stübchen mit einem freundlichen Blumenschmuck zu versehen, dessen es während der Uebergangszeit doppelt bedarf, so erfreuen die Schaufenster der großen Blumenläden durch mannigfaltige Kulturen der Aster. Vom reinsten Weiß bis zum dunkelsten Karmin und vom lieblichsten, duftigsten Lila bis zum gefättigten Weichenblau, im einfachen Strauß oder kunstvollen Arrangements. Überall findet die beliebte Saisonblume Verwendung.

Die Aster gehört zu den Korbbütlern oder Kompositen und ist eigentlich eine echte Herbstblume; zur rechten Entfaltung kommt sie erst, wenn der Sommer zur Rüste geht. Aus China eingeführt, fand sie im Jahre 1732 in Frankreich Aufnahme, wo sie zum ersten Male in Paris im Jardin des Plantes zur Blüte gelangte. Da der Versuch der Anpflanzung sich lohnte, griff die Kultivierung dieser stillen, bescheidenen Blume weiter, wobei auch hauptsächlich auf reichere Formen und Farben gesehen wurde. Ähnlich wie bei der Marguerite legt sich der Strahl seiner Blütenblättchen um die goldgelbe Mittelscheibe; oft ist die Aster mit dem Maßliebchen oder Taufschöndchen verwechselt worden. Der Gartenbesitzer schätzt die Aster als Dauerblume ungemein und hat es nach vielen Versuchen dahin gebracht, die anfangs so unansehnlich „gelben Sterne“ in ein holdes Blumentind zu verwandeln, das mit der abwechslungsreich geformten Strahlenkrone der reichen Glala seiner Farbennuancen und mit seiner meistens schräg aufstrebenden Haltung bald heimisch bei uns geworden ist. Wenn auch über 4000 Unterarten gepflegt werden, die Pracht, die die Aster unserer Heimat hat, wird anderwärts wohl kaum erreicht werden können, aber trotzdem haben unsere deutschen Blumenresidenzen in der Kulturentwicklung der Aster das Menschenmögliche geleistet.

Die Aster ist in mittelalterlicher Zeit mit *Tripolium* identisch, und die Sage hatte sie mit dem Reize des Wunderglaubens ausgestattet, der dahin ging, daß demjenigen, der sie pflückte und auf dem Herzen trug, jedes Unternehmen glückte. Wenn auch diese mystische Kraft, die von der Aster ausgehen sollte, längst eingebüßt ist, so gilt die Aster immer als Symbol der Bescheidenheit, Zufriedenheit und des selbstlosen treuen Dienens; mit ihrem unentwieglichen Aufwärtstreben und fröhlichem Aufwärtsschauen zum lichtvollen und wärmenden Sonnenball mag sie manchem bekümmerten Menschenkinde den Weg zur Rettung zeigen.

Ist die Aster die Rose des Herbstes, so haben sich die *Chrysanthem* in ihrem Siegeslauf durch die Gärten des Erdballs zur unbeschränkten Blumentönigin des Herbstes emporgeschwungen. Die Chrysanthem-Liebhaberei hat in Deutschland in den letzten Jahrzehnten an Boden gewonnen. Mit Eisenbein und Abakaster, Milch und Schnee weittefern die weißen Abtönungen der Blüten, die roten durchschreiten eine reiche Stufenleiter vom zartesten bräunlichen Rosa bis zum tiefgefättigten Karmin, Purpur und Braunviolett. Und nun erst das Gelb! Hier leuchtet über das Weiß gehaucht, dort in blasser Schwefel- und Goldtönung bis zu glühender, braun abshattierter Feuerfarbe. Bei einigen Sorten gleitet das zarte Gelb in ein leichtes Grün über, gleich den phosphorartig leuchtenden Wellen des nächtlich erglühenden Meeres. In Frankreich tauchte die wegen der entzündenden Mannigfaltigkeit schöner Sorten bewunderte „Goldblume“ im Jahre 1789 auf, eingeführt durch den Kaufmann Pierre Blandard aus China oder Japan; sechs Jahre später brachte sie der Pariser Handelsgärtner Teis in England. Im Norden von London fand 1846 die erste Chrysanthem-Ausstellung statt. Auch Belgien, das von jeher in der Pflanzengzucht Hervorragendes geleistet, ist in der Chrysanthem-Kultur nicht zurückgeblieben: Dörfer weittefern

mit den Städten in der Erzeugung wertvoller Spielarten. Die meisten Sorten haben die ursprünglich scheibenförmige Gestalt der Blumen völlig verloren; letztere sind zu einem Bündel langer, schmaler, teilweise ausgebreiteter, teilweise nach innen gekrümmter Strahlenblüten geworden, deren Oberseite gegen die Unterseite der Blätter die schönsten Gegensätze in den Farbentönen erzeugt. Sie gehören zu den anmutigsten und eigenartigsten Blumengebilden des Pflanzenreichs. Die dichtbelaubten Büsche überdauern unseren Winter. Laub und Gezweig stirbt dann zwar bis zum Erdboden ab, doch treiben im Frühling wieder neue Sprossen üppig aus dem Wurzelstod. Licht und lodende Lebensfreude leuchten aus den Blumenaugen, wenn sie sich in heiterer Umgebung über dem krausen Laube wiegen. Entzückend wirkt dann der Zauber der zarten Farbe, der unerschöpfliche Wechsel der Formen.

Vom Samtteppich des schön gepflegten und noch immer saftgrünen Rasenparterres hebt sich wirkungsvoll das gefättigte Dunkelrot der Buchen, im Hintergrunde leuchtet das Gelb der Birken, das Rostbraun der Eichen, dazwischen das Hellgrün der Lärchenbäume, und als Grundton klingt das ernste Dunkelgrün der märkischen Kiefer durch die ganze Farbensinfonie hindurch. Während die Blätter der Moosbeere einen violetten Farbenton annehmen, kleiden sich die Heidelbeeren in tiefes Rot und die Alpenbärentraube in weithin sichtbaren Scharlach.

Prächtig wirken in seltamen rotbraunen und feuerroten Tönungen bis zum hellen Gelb die wilden Weinarten. Schon der gewöhnliche wilde Wein ist schön und schmückt mit freudigen Farben jede Mauer, Laube, Laubgänge, umkleidet Baumstämme usw. Andere Weinarten leuchten in wundervollen gelben, roten und purpurnen Farbentönen. Einen Gegensatz hierzu bilden die Waldreben mit ihren weißen Fruchtständen. Verschiedene Bäume, Sträucher und Schlinggewächse heben sich in ihrer schönen Verfarbung in allen möglichen Abtönungen von ihrer Umgebung vorteilhaft ab. Der Wald kommt in herbstlichen Farben zur Geltung, die niederen Sträucher und Stauden verschwinden gegen die Pracht der hohen Bäume, und die Wiesen bieten nur ein mattes Bild. Jedes Blatt erglöhnt in wechselvollen Tinten. Das ist eine gewaltige Sprache, die die Natur redet, wenn sie ihren schimmernden Königsmantel über Wipfel und Gräser ausbreitet.

In Sommerarbeit auf dem Rittergut.

Von Heinrich Hölzel.

11)

So vergeht der Sonntag hier in der Kaserne. Unten schimpft ein betrunkenes Ehepaar mit einander. Das sei jeden Sonntag so, berichtet die Mutter des Vorknitters auf meine Frage, was hier los sei.

Doch der Sonntag ist noch nicht zu Ende. Seinen Höhepunkt und Abschluß erreicht er erst am Abend. An einem Nagel an der Wand hängt eine verbeulte Trompete und im Koffer des Jakob liegt eine Flöte.

Nach dem Abendessen holt Jakob sein Instrument aus dem Kasten und präliert. Der Klang der Flöte lockt die Frauen, besonders aber die Mädchen herauf. In wenigen Minuten sind sie oben. Die Brittschen werden beiseite geschoben, so gut es geht und der Tanz beginnt.

Alte einfache Melodien sind's, die Jakob der Flöte entlockt. Aber die Mädels und Burschen verstehen danach zu tanzen. Kein Zwostep, Schiebs- oder Bärenanz! Bis hierher sind die doch noch nicht gedrunken.

Mit kloßen Füßen auf den rauhen Holzdielen tanzen sie; aber wie! So eragt und dem Rhythmus der Melodie folgend, sieht man sonst selten tanzen! Sie tanzen wirklich so, wie der Flötenmann pfeift.

Zuweilen begleitet ihn der Trompeter mit seinem Instrument. Das klingt dann weniger schön und gibt eine Höllenmusik. Denn er spielt schlechter als Jakob auf seiner Flöte und hinkt um einige Takte hinterher; aber das schadet nichts! Getanzt wird doch, daß die ohnehin schon kurzen Röcke der Weiber fliegen.

Ich liege auf der Brittsche und schaue dem Treiben zu. Allerlei Gedanken beschäftigen mich. Trotz diesem jammervollen Dasein hat das Völkchen noch immer den Mut, froh zu sein und tanzt, daß die ganze Bude dröhnt und zittert.

„Nun, willst Du nicht tanzen?“ Es ist Marie, die mich fragt. Ich schüttle verneinend den Kopf. Sie faßt mich bei der Hand: „Na komm', morgen geht die Woche los; die ist lang.“ Und da ich topflos stehen bleibe, legt sie die Arme um mich, und schon geht es rundum um den Pfeiler in der Mitte. Ihre Fröhlichkeit steckt mich an und der Appetit kommt mit dem Essen. Zur nächsten Tour hole ich mir die Marie und schließlich eine nach der anderen. Manchmal wundere ich mich über mich selber. Aber: Freut euch des Lebens! denke ich. Und schließlich: wer dem Elend noch lachend ins Auge sehen kann, ist gar nicht so elend.

Und im wirbelnden Tanz vergesse ich Zeit und Ort. Wie Jangen halten die Arme der Mädchen mich fest. Weich und klagend tönt die Flöte.

Kratowleak! Das ist ein ganz besonderer Tanz! Er läßt sich nicht gut beschreiben. Eine Art Schritt- und Reigentanz. Hier sind die Polen in ihrem Element und zeigen ihre Meisterschaft. Nicht satt sehen konnte ich mich daran.

Die Hevalereske Art, mit der sich die Burschen beim Tanze den Mädchen gegenüber benehmen, könnte so manchem in der Stadt als Vorbild dienen.

In der Ecke auf einer Britsche sitzt ein Paar. Sie halten sich eng umschlungen und erzählen sich im Flüsterstone, wie sie sich zu Hause einrichten wollen. Sie wollen im kommenden Winter zu Hause heiraten. Sie sind so vertieft in ihr Gespräch, daß sie die gutmütigen Sticheleien der übrigen gar nicht hören. Ihr Glück macht sie taub und blind für die Umgebung.

Und wenn sie wirklich heiraten werden, dann ziehen sie nächstes Jahr als Mann und Weib nach Deutschland ins alte Joch. Und ich muß an das betrunkene Ehepaar denken, das heute unten gelärmt hat.

Ist das dann das Ende?

Im nächsten Augenblick drehe ich mich wieder mit im Kreise. Die staubersüllte Luft wird heiß und schwer. Ich gehe hinunter und hinaus. Der Nachwind spielt leise mit den Blättern der Binden vor der Kaserne und über das Dach lugt der Mond still und freundlich.

Was wohl die Meinen zu Hause machen?

Ein Regentag.

Ueber Nacht war Regenwetter gekommen. Grau und schwer hingen die Wolken am Himmel, als wir am anderen Morgen ausrückten. Und grau und trostlos breiten sich die weiten, fast endlosen Felder vor uns aus.

Ein feiner Regen rieselt herab, unaufhaltsam. Nach etwa halbstündigem Gehen kamen wir an einen großen Komposthaufen. Diesen umzugraben, das ist die Arbeit für heute.

Und mit Spaten und mit Schaufeln machen wir uns ans Werk. Wortlos und verdroffen. Selten spricht jemand ein Wort. Nur der Regen rieselt langsam und gleichförmig herab, und wie kalte glatte Schlangen kriecht uns die Kälte den Körper entlang. In einen dichten Mantel gehüllt, steht der Vorschneider auf seinem Stod gestützt hinter uns und beobachtet. Doch scheint ihm die Zeit lang zu werden. Bald spricht er mit dem, bald mit dem anderen. Mein Nebenmann rechts erkundigt sich bei mir nach den Fahrpreisen nach Leipzig und Dresden. Er will nächsten Sonnabend aufbrechen. Was er hier verdiene, das reiche gerade für ihn zu. Daheim in Rußland aber habe er seine Frau, die er erst im Januar geheiratet habe, in einer kleinen Wirtschaft zurückgelassen, die er ohne Geld gekauft habe. Er müsse sehen, viel Geld zu verdienen. Sonst nimmt man ihm das Häuschen und das Stückchen Feld wieder ab.

Er fragt nach den Arbeitsgelegenheiten. Ich gebe ihm, soweit ich kann, Auskunft und rate ihm, als Kutscher irgendwo in der Stadt anzufangen; da bekomme er 28 Mark Wochenlohn.

Seine Augen glänzen, als ich den Wochenlohn von 28 Mark erwähne. Dann aber nach einigem Nachdenken sagt er resigniert: „Ja, was nützt das; ich kann nicht lesen und schreiben.“

Etwas weiter weg von mir erzählen sich andere, wie es auf den Gütern in der Gegend von Magdeburg ist. Sie waren im vergangenen Jahre dort. Dann vom Wetter, von Blühschlägen, die bei ihnen sehr gefürchtet sind. Denn es kommt häufig genug vor, daß bei plötzlichen Gewittern die Leute auf freiem Felde das Gewitter abwarten müssen. Ehe sie den weiten Weg nach Hause zurückgehen, ist das Wetter schließlich schon vorbei.

Und fast jeder weiß eine Geschichte vom Blitz zu erzählen. Entweder schlug er einen oder mehrere tot oder traf sie so, daß sie im ersten Augenblick wie tot dalagen, oder er ging so nahe bei ihnen nieder, daß sie der Wind umrühr.

Von Feuersbrünsten wissen auch viele zu erzählen und von Scheunen, die niederbrannten, als Handwerksburschen darin übernachteten, deren verholzte Leichen man nachher fand.

Der Vorschneider kommt nun in unsere Nähe und fragt Phtel, den einen von den Unzufriedenen bei der gestrigen Lohnzahlung, mit schadenfrohem Lachen:

„Nu, Phtel, wie gehts denn dem Rücken. Tut er noch weh?“

Der Angeredete blickt kaum auf und schweigt. Die anderen aber werden stuhlig und sehen den Vorschneider mit fragenden Blicken an.

„Der Phtel und Buschak haben gestern vom Alten mit der Nilpferdpeitsche Hiebe gekriegt,“ erzählt er weiter.

„Nanu! Weshalb denn das?“ frage ich erstaunt.

„Na, die zwei waren gestern vormittag drüben beim Alten und wollten sich beschweren über mich. Sie hätten zu wenig Lohn von mir gekriegt. Der Alte sagte aber: mich geht die Sache nichts an; machts drüben mit dem Vorschneider aus. Der hat Euch angenommen und zahlt Euch auch aus.“

Ich mache die Arbeiten hier auf mein Risiko, wissen Sie?“ Ich nickte, denn ich kenne das System.

„Na und da sind sie dann wieder zu mir gekommen und haben Krach gemacht. Ich habe ihnen aber nichts mehr gegeben. Die haben schon so genug verdient. Dann sind sie in die Kirche gegangen, und wie sie nachmittag wieder kamen, waren sie nicht mehr nüchtern. Und da liefen sie in ihrem Suff wieder nüber zum Alten. Der saß gerade auf der Veranda und spielte mit dem Inspektor und dem Buchhalter Karten und sah die beiden überm Hof kommen. Und da nahm er so die Peitsche hintern Rücken, und

stellte sich an die Türe. Und wie nun die zwei kamen, fragt er: „Was ist denn los?“ Und wie die so „po polsky“ anfangen zu brammeln, da fängt der Alte an loszuhauen. Der andere war schlau und riß gleich aus. Der hatte bloß fünf Hiebe abgekriegt. Der Phtel aber dachte vielleicht, es sei bloß Spaß, und blieb stehen. Dafür hat er zwölf gekriegt.“

Stellenweise schüttelte ihn das Lachen so, daß er nicht weiter-sprechen kann. Es freut ihn, daß der Administrator ihm so die Brücke vertreten hat. Ich schüttelte den Kopf und kann es nicht fassen, daß sich zwei Männer einfach verhauen lassen; dazu noch mit der Peitsche!

„Ja, die Leute sind feige. Ganz feige. Man muß nur couragiert auftreten; je grober, je besser. Dann hat man sie im Sack,“ erklärt mir der Vorschneider.

„Die Leute haben gar keine Kultur im Leibe. Nun kommen sie hierher und man läßt sie was verdienen und dann gehn sie sich noch beschweren. Was sie verdienen, das verkaufen sie. Gar keine Kultur haben sie im Leibe. Sie sind direkt dummsch. Nu haben sie ganz hübsch verdient, 24 Mark ist doch ein schöner Lohn, und werden nun frech.“

Na, meinetwegen, den Schaden haben doch bloß die.“

Dann erzählte er mir noch allerlei aus seiner Tätigkeit auf anderen Gütern in früheren Jahren. Und daß er noch zwei bis drei Jahre sich die Geschichte ansehen werde. Dann habe ers satt. Eigentlich habe er es jetzt schon satt, aber er wolle sich noch bis dahin so viel sparen, daß er ein anderes Leben führen könne.

Ringsherum stichelten und spotteten die anderen, Männer, Burschen und Mädchen, die beiden Gezückigten. Sie empfanden keine Empörung, nicht einmal einen Unmut. Die Sache machte ihnen Spaß. Weiter nichts als Spaß! Und sie schienen gar nicht zu empfinden, daß es ihnen heute oder morgen genau so ergehen könne wie den Zweien.

Der Regen wurde jetzt heftiger. Der Wind setzte kalt über das Land und trieb den Regen direkt ins Gesicht. Der Schaufelstiel ist klatschnaß. Ich spüre, wie mir das Wasser von der Nase über den Nacken am Körper hinabläuft.

Wir lauern nieder. Der Regen rauscht weiter, und es sieht nicht so aus, als wollte er aufhören. Nun ist kein Faden trocken an uns. Naß und schwer kleben die Kleider uns am Leibe. Guh, wie kalt die Kleider sind! Bei jeder Bewegung fühlt man das. Selbst in den Schuhen ist bereits das Wasser.

Und immer noch regnet. Arbeiten können wir doch nicht mehr, denke ich. Naß bist du einmal, einerleil! Ich geh rein! Und hinter mir kommen sie alle nach. Den Frauen kleben die Blusen und Röcke an den Gliedern, daß die Körperformen deutlich hervortreten.

Um 8 Uhr, zur Frühstückzeit, sind wir wie aus dem Wasser gezogen, in der Kaserne angekommen. So gut es gehen will, werden die nassen Kleidungsstücke ausgewunden und während der Frühstückspause auf die Drähte, die über den Herd gespannt sind, zum Trocknen aufgehängt. Die wenigsten haben Kleider zum Wechseln. Ich habe ebenfalls nur das, was ich auf dem Leibe habe; außer einer Hose, die ich an Stelle der nassen anziehe.

Was wir wohl nachher bei diesem Regen machen werden? Der Vorschneider läßt uns nicht lange im Ungewissen. In der Landwirtschaft gibts bei jedem Wetter Arbeit zu erledigen. Ein Teil der Frauen soll nach dem Frühstück Sacke fliden. Die anderen und ich werden nach der Scheune kommandiert, Stroh zu „banzen“.

Unheimlich schnell ist die Frühstückspause vergangen. Dann gehts wieder hinaus. In der Küche ziehen wir unsere noch nassen Kleidungsstücke wieder an. Das nasse Zeug läßt den Körper erschauern. In den Schuhen schlidert das Wasser bei jedem Tritte. So gehts hinaus!

Die Scheune ist etwa 500 Meter vom Gute entfernt. Grau und schwer hängen die Wolken am Himmel und unaufhaltsam rieselt der Regen. Mich fröstelt. Schneller schreite ich aus, um eher unter das schützende Dach der Scheune zu kommen. Auch die anderen beilen sich.

In der Scheune sind noch einige Fuhrer Stroh, das heraus soll, um Platz für das einzuführende Getreide zu haben. Zwei Knechte fahren es mit den Pferden nach dem Gute. Die Frauen stellen sich in einer Reihe auf und werfen mir die Strohbünde zu, die ich dann auf den Wagen hinaufreide. Bei jeder Bewegung legen sich die nassen Kleider an den Leib, kalt wie Eis. Durch die offenen Tore setzt der Wind herein und jagt den Regen bis auf die Tenne.

Endlich habe ich mich warm gearbeitet. Die Strohbünde wiegen 25 bis 40 Pfund und kommen einem auf der Gabel noch schwerer vor. Bald weiß ich nicht mehr, ist's noch der Regen oder der Schweiß, von dem meine Hand naß ist. Aber ich friere nicht mehr und bin froh deshalb.

Ein Wagen nach dem anderen rollt hinaus, voll Stroh geladen, ohne daß man sähe, daß das Stroh in der Scheune weniger wird. So fest hat es sich gelagert. Zuweilen sind wir mit dem Aufladen fertig, ehe noch der andere Wagen vom Gut zurückkommt. Dann legen wir uns ins Stroh. Den Weibern ist die Zeit zu lang und in kurzen Zwischenräumen fragen sie mich, wie spät es sei.

Wir strecken die müden Arme und freuen uns der Ruhepause. Doch nicht lange. Bald hören wir den Wagen klappern und die Tritte der Pferdehufe, und wenige Augenblicke später ist der letzte Wagen wieder da. Dann gehts weiter. So, nun laßs losgehn, sagt der Kutscher, wenn wir einen Augenblick zögern.

Der Vogt kommt ab und zu mal nachsehen. Mit einem Schmutz ist er über die Barriere hinweg und hat im nächsten Augenblick eins von den Mädchen gepackt, und für irgend ein angelegliches Vergehen wirft er es ins Stroh, zwickt und klopft es, daß es laut schreit. Dann geht er wieder, woher er gekommen ist, ist aber bald wieder da und wiederholt daselbe Manöver. Er sucht sich immer die drallsten und schönsten unter den Mädchen heraus.

Und die Knechte, die das sehen, machen es ebenso, wenn der Vogt oder der Inspektor nicht in der Nähe ist. Und die Mädels müssen gute Miene zum bösen Spiele machen. Denn nicht alle haben Gefallen daran, sich von den „chlopi“ (Kerlen), wie sie sie nennen, betastet zu lassen. Eine von ihnen fing an zu weinen, als sie einer von den einheimischen Knechten ins Stroh warf und unzüchtig anfaßte.

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

Das Jubiläum des Stillen Ozeans.

Im September dieses Jahres feiert zum 400. Mal das Datum des Tages wieder, an dem, soviel die Geschichte weiß, zum erstenmal der Blick eines Europäers auf die ungeheure Fläche des Stillen Ozeans fiel. Diese Angabe trifft allerdings nur mit einer bedeutenden Einschränkung zu. Da auch die Küsten Ostasiens von Teilen des Großen Ozeans begrenzt werden, so müßte diese Entdeckung durch die Europäer in die Zeit verlegt werden, als der erste Seefahrer von Europa her die Straße von Singapur nach Osten hin durchmaß oder der erste Landreisende aus dem Westen nach mühevoller Durchquerung Innerasiens bis zu den Gestaden des Chinesischen Meeres gelangte. Wann das geschehen ist, läßt sich überhaupt nicht genau ermitteln, doch weiß man, daß schon im ersten Jahrausgang unserer Zeitrechnung von Arabien her eine lebhaftere Schifffahrt bis nach Süddina betrieben wurde, die wohl auch manchen Europäer dorthin geführt haben mag. Lange Zeit hat dann im 13. Jahrhundert der Venezianer Marco Polo in China gewohnt und selbstverständlich auch seine Küsten kennen gelernt. Er müßte also wenigstens bis zu einem gewissen Grade als Entdecker des Stillen Ozeans geschätzt werden.

Von dem Vorhandensein des Meeres jenseits von China hatte aber sogar schon der alte Ptolemäus eine Kenntnis vom Hörensagen. Der große Geograph des Altertums betrachtete aber das Chinesische Meer noch als einen Meerbusen, der nach Osten hin durch eine unbekannte Landmasse abgeschlossen wäre. Im Mittelalter erfolgte dann gar der Rückschritt zur scheibenförmigen Erdkarte, auf der die Landmasse ringsum von einem ozeanischen Band umflossen sein sollte. Durch die großen Entdeckungstreifen, mit denen die Rechnung der Neuzeit einsetzt, wurden zwei Wege gegen den Stillen Ozean hin eröffnet, durch Kolumbus der Weg über den Atlantischen Ozean nach Amerika, durch Vasco da Gama derjenige um die Südspitze Afrikas herum durch den Indischen Ozean nach Indien. Auf beiden Straßen wurde der Stille Ozean fast in demselben Jahr erreicht. Am 25. September stand der spanische Admiral Vasco Nunnez de Balboa als erster an der Westküste Amerikas und ließ seinen Blick über die unbegrenzte Fläche dieses neuen Meeres schweifen. Mit ihm gilt er als Entdecker des Stillen Ozeans und erhielt auch vom spanischen König später den Ehrentitel eines „Admirals der Südsee“.

In der Richtung nach Osten blieben die Portugiesen die Pioniere der Entdeckungsfahrten, und sicher ist es, daß sie im Jahre 1514 bereits an die Küste von Süddina gelangten. Man kann daraus mit ziemlicher Bestimmtheit schließen, daß sie schon einige Jahre zuvor die Straße von Singapur überschritten und wenigstens an die östlichen Gestade Hinterindiens vordrangen. Danach muß es als wahrscheinlich betrachtet werden, daß die „Entdeckung“ des Stillen Ozeans auf dieser Seite von den Portugiesen früher gemacht wurde als an der Gegenküste Amerikas durch den spanischen Conquistador. Dieser hat aber den großen Vorzug, daß er den Tag seiner Entdeckung genau aufgezeichnet und hinterlassen hat, während sich die Fortschritte der Portugiesen nach Ostasien hinein weniger genau verfolgen lassen. Auch der Name Südsee (spanisch: Mar del Sur), der heute für den Großen Ozean in seiner Hinsicht mehr passend erscheint, ist von Balboa gegeben worden, da er das Meer von der Stelle aus, wo er die Küste Mittelamerikas erreichte, nämlich an der Landenge von Darien, zuerst im Süden erblickte und von der ungeheuren Ausdehnung des Ozeans von der arktischen bis zur antarktischen Zone keine Vorstellung haben konnte. Als eine Merkwürdigkeit ist die Tatsache zu verzeichnen, daß gerade das Gebiet der Mittelamerikanischen Landenge, wo Balboa seine Durchquerung ausführte, von der modernen Forschung ziemlich vernachlässigt geblieben ist.

Der nächste große Entdecker gegen den Stillen Ozean hin war dann der Portugiese Magelhaens, der nicht nur das Südober Amerikas erreichte und auf der nach ihm benannten Straße umschiffte, sondern ohne Zweifel auch bereits den ganzen Ozean bis nach den Philippinen hin durchquerte, ohne übrigens Australien zu berühren. Der erste Reisende, der den Großen Ozean in umgekehrter Richtung durchmaß, hat weniger Ruhm

dafür geerntet. Es war der Spanier Andres de Urdaneta, der im Jahre 1565 mit günstigen Winden auf einer nördlichen Linie von Ostasien nach Amerika hinüberfuhr.

Luftfahrt.

Pégouds Eindrücke beim Vertikalflug. In Anwesenheit einer kleinen Zahl von Flugfachverständigen hat der Flieger Pégoud, der erst kürzlich durch seinen „Flug auf dem Kopfe“ Aufsehen erregte, mit seinem neuen Blériot-Eindecker nicht nur das kühne Experiment wiederholt, sondern auch noch durch einen Vertikalflug ergänzt, bei dem er über 100 Meter senkrecht zur Erde herabschoß, um dann mit einer einfachen Bewegung des Steuerhebels anscheinend mühelos den Apparat wieder in die gewöhnliche Fluglage zu bringen. Streckenweise hing dabei der Oberkörper des Fliegers aus dem mit den Lauräbern nach oben stehenden Flugzeug senkrecht zur Erde hinab. Als der verwegene Flieger nach der Landung nach seinen Eindrücken befragt wurde, erklärte er lächelnd: „Ich hatte die ganze Zeit über das freudige Gefühl, daß der Versuch gelingen müsse. Wenn ich den „Flug auf dem Kopfe“ verlängerte, so geschah das, weil ich mich vollkommen sicher fühlte und mir darüber klar werden wollte, bis zu welchem Maße ich in dieser ungewöhnlichen Körperlage imstande wäre, Beobachtungen zu machen. Denn das Gesichtsfeld ist dabei noch größer wie bei einem gewöhnlichen Fluge. Wenn ich am Sitze, mit dem Kopf nach unten, hänge, befinde ich mich ja auch unterhalb der Flügel des Flugzeuges, so daß die Flügel mein Gesichtsfeld nicht einengen: ich sehe ohne Einschränkung das ganze unter mir liegende Gelände. Sie sagen, der folgende „Vertikalflug“ habe fast wie ein Sturz ausgesehen. Ich unternahm diesen Versuch, um meinem Flugzeug größere Geschwindigkeit zu geben, weil dann die Wirkung des Ruders bei der Umstellung stärker sein mußte: also um mir die Landung und die dazu notwendige Umdehnung des ganzen Apparates zu erleichtern. Das war, wie Sie ja übrigens gesehen haben werden, das einfachste Manöver von der Welt.“ Den Abstieg aus einer Höhe von über 1000 Meter legte Pégoud bei dieser Gelegenheit in zwei steilen Schleißenflügen zurück, der Apparat beschrieb in der Luft sozusagen zwei große lateinische S, die durch eine senkrechte Linie, die Strecke des Vertikalfluges, miteinander verbunden waren. Der Anblick war nach der Schilderung eines Augenzeugen in den ersten Sekunden fast herzbelemmend, aber seinen Augenblick verlor Pégoud die absolute Herrschaft über sein Flugzeug.

Aus dem Leben.

Eine Demagogen-Freundin. In eine Märthretin der Demagogenverfolgungen in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts mag erinnert werden, an Annett Stolze, die Schwester des bekannten Frankfurter Volksdichters Friedrich Stolze, die am 11. September 1818 in Frankfurt a. M. geboren ward. Annett Stolze hatte bei ihrem Vater, dessen Gasthaus der Mittelpunkt der freideütlich gesinnten Kreise Frankfurts gewesen, tiefes Mitleid für einige Studenten gefaßt, die 1833 als Opfer der Demagogenriechei gefänglich eingezogen waren, und hatte mit einem der Gefangenen, dem Heidelberger Burschenschaftler Heinrich Eimer aus Laht, der später als Arzt in Freiburg im Breisgau lebte, eine Korrespondenz angeknüpft, um den bedauernswerten Jüngling zu befreien. In ausgehöhlten Bierstöpseln und in dem doppelten Boden einer blechernen Kaffeekanne wurden Zettelchen in das und aus dem Gefängnis befördert, während der über ein Jahr sich hinziehenden Gefangenschaft; auch eine Uhrfeder-Säge, die in einen Kirchschlund eingebunden war, hatte das Mädchen dem Gefangenen ins Gefängnis geschmuggelt. Die Säge aber ward entdeckt, und ein anderer Befreiungsversuch mißlang ebenso. Annett ward wegen Beihilfe zu den Fluchtversuchen Eimers zu vier Wochen Arrest verurteilt. Dabei war wohl noch als mildern der Umstand betrachtet, daß aus der Korrespondenz nur zu deutlich hervorging, daß Annett nicht aus freideütlicher Gesinnung allein, sondern aus Liebe für den jungen Gefangenen gehandelt hatte. Sie büßte im August 1835 die Strafe in derselben Zelle ab, die vorher Eimer bewohnt hatte, und die zwei, die damals Liebesbriefe unter so erschwerenden Umständen getauscht hatten, haben sich nie wieder gesehen. Friedrich Stolze hat damals seine gefangene Schwester in folgenden Strophen besungen:

Im Turme hinterm got'schen Erker,
So stark vergittert ganz und gar,
Sah eine Taube in dem Kerker,
Weil sie gedacht hat wie ein Har.

Gefangen hinter Eisenstäben
Stand eine Rose manchen Tag,
Weil in dem lieben Blumenleben
Das Rauschen einer Eide lag.

Das Schicksal der Schwester, die aus diesen Erregungen ein langes Siechtum davontrug und jung (am 17. November 1840) starb, hatte auf den jüngeren Bruder einen starken Einfluß; es hat die freideütlichen Gesinnungen, die er im Elternhause eingegeben, befestigt und ihn erst recht eigentlich zum Volksdichter gemacht.